Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 10 (1942-1943)
Heft: 1

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ihn fällt, seinen Duft leiht. Sie ist eines jener Wesen der Unschuld, wie sie als wunderbare Genien aus Shakespeares Seele hier und dort in die Welt seines Werkes niedergestiegen sind, um die unerbittliche und furchtbare Wahrheit des Lebens, die diesem Dichter überall eigen ist, auf Augenblicke zu versöhnen.

KLEINE RUNDSCHAU

„Gestalten und Probleme der europäischen Geschichte"

Zu einer Reihe historischer Monographien

Es gehört zur geistigen Grösse des vergangenen Jahrhunderts, dass auch die Geschichtsschreibung, die früher vielfach die bunten Farben ihres geistlichen oder weltlichen Herrn getragen hatte, damals das dunklere Kleid der Wissenschaft angelegt und in einem andern als diesem Gewand nicht mehr gerne in der Oeffentlichkeit hat erscheinen wollen. Seither hat sie ihren Geschmack gewechselt. Schon in der Not des ersten Weltkrieges tauchten neue Schnitte auf, und heute tummelt sich die Historie in all den vielfarbigen, neu aufgeputzten Kostümen, die sie je im Gang ihrer älteren Entwicklung getragen hatte: als Hofnarr verkleidet sie sich — zuweilen als ein bösgelaunter —, als Standesweibel, als Scharfrichter, als Volksredner, als Bänkelsänger, am liebsten natürlich als Staatsanwalt. Das Publikum ist in wahre Not geraten, hinter welcher dieser Masken es nun das wahre Antlitz der Klio, nach dem es doch zuweilen begehrt, zu suchen habe.

Aber das Publikum selbst war es, das seinerzeit, am heftigsten wohl zu Beginn der Zwanzigerjahre, das akademische Kleid der Historie verhöhnte: es sei schäbig geworden, langweilig, dazu moralisch verlogen und politisch verdächtig. Und Klio sei überhaupt keine Muse. Aus dem Himmel stamme sie schon gar nicht. Eher von anderswoher. Man wisse einiges über ihre Freundschaften ... Wer wundert sich da, dass die hohe Frau nun wieder zur Maske greift und ihren Anblick der Oeffentlichkeit entzieht.

Im Ernst gesprochen: wohl hat es in den Zwanzigerjahren eine Krise der Geschichtswissenschaft gegeben, die sich bis heute auswirkt. Aber die Ursachen jener Krise lagen nur zum kleineren Teil in der Geschichtswissenschaft selbst. Es war vor allem ein Vorgang der Akklimatisierung an ein neues Jahrhundert. Jene alte intelligente und hochgebildete Leserschicht, die nicht nur Tausende von Textseiten, sondern

Anmerkungen über Anmerkungen mit lateinischen und zahllosen andern fremdsprachigen Zitaten zu lesen und in ihr unersättliches Gedächtnis aufzunehmen vermocht hatte, war am Aussterben, und neue Generationen, neue Bildungsschichten und neue Bevölkerungsteile verlangten am Ende des letzten Weltkrieges nach historischer Information. Eilig und ungezogen wie unser Jahrhundert ist, will es nichts von kritischen Untersuchungen und Erwägungen hören. Es will, verwöhnt von Photo- und Kinematographie, einfache und reizvolle Bilder sehen. Es will lieber erleben als denken. Es fordert von der Historie einfache Urteile, — wenn möglich sollen sie anders lauten als man es in der Schule hörte, — und viel Dekoration und buntes Detail dazu.

Von den zahllosen Verlegern und Autoren, die dienstfertig lieferten, was das Publikum wünschte, wollen wir hier schweigen. Einige der hellsten Glorien sind bereits wieder erloschen. Wir möchten indessen auf eine Serie von Monographien hinweisen, die es unternimmt, nicht nur schnellfertige Wünsche der Leser zu befriedigen, sondern wieder die wahre Stimme der Geschichtsschreibung, sei es auch gelegentlich durch eine Maske hindurch, einem grösseren Leserkreis vernehmbar zu machen. Wir behaupten nicht, dass dies in allen Bänden der „Gestalten und Probleme der europäischen Geschichte", die der Verlag Georg D. W. Callwey in München herausgibt, wirklich gelungen sei. Aber einen höchst achtenswerten Versuch in jener Richtung stellt die Sammlung ohne Zweifel dar. Einige ihrer Bände sind dem Leser der „Neuen Schweizer Rundschau" längst vertraut. Mit dem „Richelieu" Carl J. Burckhardts wurde die Reihe vor sieben Jahren verheissungsvoll eröffnet. Einige der seither erschienenen Bände stammen aus der Feder von Autoren, die ebenso begabt als Darsteller wie verantwortungsbewusst als Forscher ihr Werk tun. Wir erinnern an den Band „Die Oranier, Statthalter und Könige in den Niederlanden", dessen Verfasser, Nicolas Japikse, einer der bedeutendsten Erforscher niederländischer Geschichte, Verfasser von zahlreichen Monographien, Herausgeber von Quellen, Direktor des „Koninklijk Huis-Archief" und des Bureau „voor s'Rijks Geschiedkundige Publication" — zur Darstellung der oranischen Geschichte berufen war wie kaum ein zweiter. Uebrigens stellte der Band, der im Herbst 1939 erschienen ist, die Uebersetzung eines bereits holländisch publizierten Werkes dar: „De geschiedenis van het huis van Oranje-Nassau". Dem schweizerischen Leser besonders erwünscht, ebenso hervorragend durch gedrängte Darstellung wie durch gesunde kritische Besinnung kam die neue Fassung der Caesar-Monographie des aus Basel stammenden Frankfurter Althistorikers Matthias Gelzer (1940), auf die hier von anderer Seite hingewiesen werden wird. Hohen Rang wird man auch dem Werk des belgischen Forschers Joseph Bidez über „Julian den Abtrünnigen", das der verdiente Herausgeber der Serie selbst, Herm. Rinn, vorzüglich übersetzt hat, nicht absprechen wollen (erschienen 1940). Einem gesunderen, von liberaler Karikatur wie von konfessioneller Apologie ebenso freien Calvinverständnis hat die Dar-

stellung, die nach dem Werk des Imbart de la Tour ins Deutsche übertragen wurde (1936) bereits ihre wertvollen Dienste geleistet.

Etwas zwiespältig wird der Eindruck angesichts einer Trilogie von Darstellungen zur spanischen Geschichte. Gerade wer sich Ludwig Pfandl für seine Einführung in „Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts" (1924) und noch mehr für seine „Geschichte der spanischen Nationalliteratur" (1929) zu tiefem Dank verpflichtet fühlte, der kann ein gewisses Bedauern angesichts der Monographien über Philipp II. und Karl II. (1938 und 1940) nicht recht überwinden. So dringend eine neuere, gerechte, von wirklicher Kenntnis spanischer Geschichte und spanischen Lebens getragene Darstellung Philipps II. erwünscht war, und so sehr Pfandl auf Grund seiner unvergleichlichen Literaturkenntnis berufen war, hier das Wort zu nehmen, so sehr kann man sich doch des Eindrucks nicht erwehren, dass hier ein weniger handfestes Plädoyer besser überzeugt hätte. Das faszinierende und noch zu guten Teilen kaum gelöste Problem des spanischen Niederganges und schliesslichen Zusammenbruchs ist doch nur zum Teil eine Frage der Dynastie und der Herrscherpersönlichkeiten. Weder die Darstellung Philipps II. noch diejenige Karls II. vermag sich recht vom Milieu des Hofes zu lösen. Eine wirkliche Sozialgeschichte, die hier allein weiterhelfen könnte, wird kaum angedeutet. Die alten wirtschaftsgeschichtlichen Untersuchungen Konrad Häblers geben hier immer noch tiefere Einblicke als die Königspsychologie Pfandls mit den Stichworten des Herrschertabu und der Psychoanalyse, die man gerade bei einem katholischen Forscher nicht anzutreffen hoffte. Ohne ein Bild des spanischen Volkes und der spanischen Nebenländer ist ein Thema wie dasjenige der genannten Könige nicht zu bewältigen. Darüber hilft kein Temperament der Darstellung hinweg. Hier sind überhaupt die Grenzen historischer Erkenntnis durch das Mittel der Biographie erkennbar. Pfandl bleibt Psychologe und Literarhistoriker, auch wo Probleme sachlicher Politik und harter Wirtschaftstechnik zur Diskussion stehen. Einem Prüfling, der im historischen Examen erklärt, Pfandl polemisiere gegen Wilhelm von Oranien, kann man nicht ganz unrecht geben. Allzuviel vom polternden und schmähenden Ton des sechzehnten Jahrhunderts ist in diese Werke eingegangen, als dass man in ihnen etwas anderes als Streitschriften nach dem Geschmack eines Publikums mässiger Bildung und Erziehung sehen könnte. Feiner ist die Linienführung in dem bedeutsamen Mittelstück der spanischen Trilogie, dem „Olivares" des spanischen Mediziners Gregorio Marañon, das Pfandl in ein Deutsch übersetzt, das sich durch zurückhaltende Disziplin vom Stil seiner eigenen Bücher — in denen Klio zuweilen etwas allzu bayrisch spricht — unterscheidet. Aber auch hier ist es vor allem historische Individualpsychologie, die uns die Geschichte und Pathologie eines Volkes wohl teilweise erleuchten aber nicht eigentlich ersetzen kann.

Wir gedenken hier nicht, all die übrigen Werke der Reihe vollständig zu erwähnen. Einige von ihnen sind nicht nur um ihres Themas sondern

um der Persönlichkeit des Darstellers willen interessant, wie der „Turenne" des Generals Weygand oder der „Prinz Eugen" Heinrich von Sybels. Wir möchten zum Schluss auf den neuesten Band der Serie hinweisen: auf Robert Holtzmanns „Geschichte der sächsischen Kaiserzeit" (1941). Einer der begabtesten jüngeren Historiker des gegenwärtigen Deutschland, Gerd Tellenbach, hatte bereits in einem schmalen Bändchen dasselbe Thema vor Jahresfrist so behandelt, dass die Hauptlinien in der Geschichte der Entstehung des ersten deutschen Kaiserstaates aus der Tradition des fränkisch-römischen Reichs und damit das erste Werden einer deutschen Nation vereinfacht sichtbar wurden. Was Holtzmann nun gibt, ist eine viel eingehendere, schon äusserlich mehr als dreimal so umfangreiche Verarbeitung des Einzelnen mit dem Schwergewicht in der ottonischen Epoche, zwar ohne umständlichen Apparat, zu Handen eines allgemeingebildeten Lehrers, aber doch unter Berücksichtigung der gelehrten Forschung und Diskussion, die nicht in eigentlichen Anmerkungen, aber doch da und dort mit einem Nebensatz erkennbar gestreift wird. Holtzmann hat ein wohlerworbenes Recht auf das grosse nationale Thema. Er hatte im Anfang unseres Jahrhunderts als Privatdozent in Strassburg eine französische Verfassungsgeschichte geschrieben, die heute noch als Handbuch ihren Wert behält. Seither verdankt man ihm eine Fülle von kleineren und grösseren Forschungen, die sich zuletzt hauptsächlich im Gebiet der mittelalterlichen Quellenkunde und Edition bewegten. In der alten Sammlung der „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit", die nun bald ihr hundertjähriges Bestehen wird feiern können und sich seit den Tagen Friedrich Wilhelms IV. vor allem an ein breiteres, an der Geschichte interessiertes Publikum wendet, hat Holtzmann kürzlich einen der bedeutendsten Chronisten des 11. Jahrhunderts, Thietmar von Merseburg, übersetzt, nachdem er den lateinischen Originaltext kurz vorher in der Oktavserie der Monumenta Germaniae Historica neu vorgelegt hatte. Von andern mehr fachwissenschaftlichen Verdiensten Holtzmanns müssen wir schweigen. Nun ist es ihm, da er mit dem Centenar der „Geschichtsschreiber deutscher Vorzeit" seinen eigenen siebzigsten Geburtstag wird feiern können, vergönnt gewesen, eine Darstellung der sächsischen Kaiserzeit zu vollenden, die getragen wird von der Fülle des Einzelwissens einer Generation und eines arbeitsreichen Forscherlebens. Wir haben hier nicht einzelne Thesen zu diskutieren, Vorzüge zu unterstreichen oder etwaige Bedenken anzumelden. Im ganzen haftet dem bedeutenden Werk der Charakter an, den die deutsche Kaisergeschichte des Mittelalters nun seit Generationen trägt. Sie ist vor hundert Jahren aus der Edition von Annalen hervorgewachsen, hat während Jahrzehnten an einer gewaltigen Sammlung von kritischen Jahrbüchern der einzelnen Regierungen gearbeitet und behält auch in den neueren Forschungen das Auge gebannt auf die Persönlichkeiten der einzelnen Herrscher, ihrer Leistungen und Schicksale. Sie hat darum etwas Starres im monumentalen Sinn, weil die lebendige Dramatik der Geschichte nur durch tiefere Sympathie mit den Gegenspielern, mit den

Unterlegenen und Besiegten, wiederzugeben wäre. Wir erfahren auch bei Holtzmann recht wenig vom inneren Leben der slavischen Völker östlich der Elbe, obwohl die deutsche Volkskunde und Slavistik in neuerer Zeit allerlei zu ihrer Geschichte beigebracht haben. Die italienische Opposition den ottonischen Kaiserzügen gegenüber bleibt schemenhaft an die Wand gemalt, obwohl sie, etwa durch den Mund Benedikts von St. Andrea, sehr wohl hätte zum Sprechen gebracht werden können. Aber trotz alledem: wie viel politische Besonnenheit, wissenschaftliche Kritik, kluge Mässigung und geduldige Bemühung um das Einzelne enthält das Werk Holtzmanns. Wir halten es für ein glückliches Zeichen, dass es möglich geworden ist, eine so echte und kühle Darstellung, das lautere Produkt wissenschaftlicher Forschung, einem grossen Publikum vorzulegen. Aber dazu gehört freilich auch das brennende Interesse des gegenwärtigen Deutschland für die hochmittelalterliche, ottonische, nach Osten gerichtete Kaiserpolitik. Wer die Mächte des historischen Bewusstseins kennen will, aus denen ein Teil der Energien des heutigen Deutschland fliesst, der wird das Erbe der sächsischen Kaiserzeit nicht genau genug studieren können. Der Anteil des heute schweizerischen Territoriums an den Geschicken jener Tage kann übrigens in den Darstellungen Holtzmanns und Tellenbachs sowohl im alemannischen wie im burgundischen Bereich recht gut verfolgt werden. Bezeichnend ist es leider auch, dass auf der beigefügten Karte bei Holtzmann die burgundisch-alemannische Grenze so gezogen worden ist, wie sie während des grössten Teiles der sächsischen Zeit sicher nicht verlaufen ist.

Werner Kaegi.

Deutschlands Aussenpolitik von 1933 bis 1941

Der in Deutschland angesehene politische Publizist, Mitglied des Preussischen Staatsrates und des Reichstags, Professor der Rechte zu Breslau, Freiherr von Freytagh-Loringhoven, veröffentlichte am 14. Oktober 1941 in neunter Auflage sein erfolgreiches Buch — das hundertfünfunddreissigste Tausend wurde abgesetzt — über die Aussenpolitik des Deutschen Reiches (Verlagsanstalt Otto Stollberg, Berlin). Die Schrift wird, wie es in der Vorbemerkung heisst, in der NS-Bibliographie, der offiziösen Liste empfohlener Bücher, geführt, ist in holländischer und japanischer Uebersetzung erschienen und soll noch in englischer, spanischer, französischer und einigen weiteren Sprachen erscheinen. Dadurch erhält die vorliegende Arbeit eine zeitgeschichtliche Bedeutung, welche die Veranlassung ist, sie an dieser Stelle anzuzeigen.

Im Verlaufe seiner Darstellung europäischer politischer Spannungen seit 1933 und der Einwirkungen der deutschen Aussenpolitik auf sie beruft sich der Autor mehrfach, bezüglich der Aufdeckung der dunklen Hintergründe dieser Situationen, auf das später einmal zu erwartende Urteil der Geschichtsschreibung. Bezüglich der Vordergründe wird fast

nur das schon amtlicherseits veröffentlichte Material in ziemlich freier Anordnung geboten. Es ist darum auch nicht notwendig, auf den bekannten historischen Ablauf des politischen Geschehens einzugehen, dagegen sind die Tendenzen der deutschen Aussenpolitik, die der Autor darlegt, aufmerksamen Interesses wert.

Besondere Beachtung verdienen die zwei abschliessenden Kapitel des Buches, welche die Ueberschriften tragen „Der Sinn des Krieges" und „Deutschlands Weg". Hier heisst es (Seite 311 und 312:)

„England und Frankreich wiesen die ihnen nach der Beendigung des polnischen Feldzuges entgegengestreckte Friedenshand des Führers zurück. Sie setzten den Krieg fort, verletzten die Neutralität Dänemarks und Norwegens, zogen Belgien und Holland in den Krieg hinein, wiegelten den Balkan auf, störten den Frieden ganz Europas. England stützte sich nicht nur auf seine über alle Erdteile verstreuten Dominions. Es rief zusammen mit Frankreich die Vereinigten Staaten von Amerika um Hilfe an und gab so dem nach Weltherrschaft strebenden Präsidenten Roosevelt einen Vorwand, in den europäischen Streit einzugreifen. Als dann Frankreich aus der Front ausgeschieden war, trug England den Krieg nach Afrika und nach Asien hinein, entriss dem Bundesgenossen von gestern Syrien, vergewaltigte Irak, bemächtigte sich Irans.

Durch all das zwangen die Westmächte, zwang vor allem Grossbritannien Deutschland geradezu, sich eine Neuordnung Europas und der Welt zum Ziele setzen. Daraus ging der am 27. September 1940 zwischen Deutschland, Italien und Japan geschlossene Berliner Dreimächtepakt hervor."

Dem Autor unterläuft hier ein Anachronismus, denn die von ihm erwähnten Ereignisse in Irak, Syrien und Iran spielten sich erst vom Mai 1941 bis in den Herbst 1941 ab. Ungeachtet dieses Fehlers, d. h. abgesehen von dem Irrtum über den Anlass des in Rede stehenden Vertrages, kommt diesem hinsichtlich der Tendenz weltgeschichtliche Bedeutung zu; sie wird so geschildert:

„Zum ersten Male wurden hier in einem internationalen Vertrage die Begriffe „Raum" und „Führung" verwandt und mit einander verbunden. Diese Feststellung behält ihr Gewicht ungeachtet der Tatsache, dass der Dreimächtepakt in vielem an die Monroe-Doktrin erinnert. Denn wesentlicher als die äussere Aehnlichkeit ist der Unterschied, der zwischen dieser und dem Dreimächtepakt klafft. Die Monroe-Doktrin ist vollkommen negativ insofern, als sie in ihrem ersten Gliede die Einmischung fremder Mächte in amerikanische Angelegenheiten ablehnt, im zweiten den Verzicht der Vereinigten Staaten auf die Einmischung in die Angelegenheiten anderer Kontinente zum Ausdruck bringt."

Die Vereinigten Staaten hätten, so sagt Freytagh-Loringhoven, mit der Ablehnung fremder Einmischung einen Herrschaftsanspruch über den ganzen amerikanischen Kontinent verbunden, der mit Schwankungen immer wieder zur Geltung gelangt sei. „Soweit er sich durchzusetzen

vermochte, diente er nicht der Ordnung des amerikanischen Grossraums, sondern den imperialistischen Zielen der Vereinigten Staaten oder den Interessen des nordamerikanischen Kapitals. Dazu kommt, dass die Monroe-Doktrin sich ganz auf einen Erdteil konzentrierte und dass ihrem Urheber die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Gliederung unseres Planeten in Grossräume vollkommen fern lag. Gerade auf dieser Erkenntnis aber baut sich der Dreimächtepakt auf."

Schon etwas früher (S. 312) wird erklärt, dass der Pakt Berlin-Tokio-Rom den vertragschliessenden Parteien „eine Zukunftsaufgabe" gewiesen habe, nämlich die „Herstellung einer neuen Ordnung in Europa und Ostasien".

Im Dreimächtepakt — heisst es auf S. 314 — sei „eine klare Abgrenzung der durch die Natur selbst auf unserem Erdball gegebenen Grossräume geschaffen" worden. „Ausdrücklich" habe man allerdings den Raumbegriff nur auf den Fernen Osten angewandt. Es läge „jedoch auf der Hand, dass er auch für Europa gilt und dass Afrika hier mit inbegriffen ist," denn Afrika sei politisch und wirtschaftlich ein Komplement oder Annex Europas. Zwei Grossräume, erstens den Fernen Osten und zweitens Europa-Afrika, habe der Vertrag als seinen Partnern vorbehalten abgegrenzt. „Zwischen den Zeilen sei Eurasien im engeren Sinne" als dritter anerkannt. (Unter diesem geographischen Begriff ist das Gebiet der Sowjet-Union und einiger mehr oder weniger grosser Annexe zu verstehen. Ueberdies sei „durch den Gang der Ereignisse — d. h. durch den deutsch-russischen Krieg — nun das Problem einer im eurasischen Raum zu schaffenden neuen Ordnung aufgeworfen worden.") Den vierten Grossraum, „als welcher der amerikanische Kontinent anzusehen ist, habe man aus dem Spiele gelassen und damit auf sich selbst verwiesen."

„Solchermassen war die gesamte Erdoberfläche erfasst, und ein Gedanke, der bisher nur die Theorie beschäftigte, zum Range eines politischen und völkerrechtlichen Grundsatzes erhoben." (S. 315)

Nimmt man diesen Satz in seinem ganzen bedeutungsvollen Gewicht auf, so erkennt man, dass in ihm von hervorragender deutscher Seite ausgesprochen ist, dass der gegenwärtige Krieg um die Verfügungsmacht über den Erdball geführt wird, und dass im Dreimächtepakt in grossen Zügen die politische Neuordnung der bewohnten Erde, mit Ausnahme des amerikanischen Kontinents, von Berlin, Tokio und Rom bereits vorgenommen ist.

„Gewiss blieb dabei manches Problem noch offen. Insbesondere wurde der fünfte Kontinent, den man nicht mit Unrecht als den unvollendeten Erdteil bezeichnet hat, nicht berücksichtigt. Aber es versteht sich von selbst, dass ein mitten im Kriege geschlossener Vertrag, der naturgemäss allem zuvor praktische Ziele verfolgte, darauf verzichtete, Fragen aufzuwerfen, die noch nicht akut waren." Inzwischen (diese Zeilen werden Ende April 1942 niedergeschrieben) ist das Problem Australien in der Weise akut geworden, dass es zum Brennpunkt der militärischen

Auseinandersetzung zwischen Japan und den angelsächsischen Mächten wurde.

Die nicht im Dreierpakt verbundenen Weltmächte, wie die Vereinigten Staaten, die Sowjet-Union und das British Empire, werden mit wenigen lapidaren Sätzen von der aktiven Teilnahme an der Neuordnung der Welt ausgeschlossen. Der Autor gibt für seine Urteilssprüche auch Begründungen, die wir nachher berichten werden. Hier merken wir noch an, dass die kleineren Mächte und China mit Stillschweigen übergangen werden, sodass sie nicht als Subjekte, sondern als Objekte der neuen Weltordnung des Dreierpaktes erscheinen.

Nun zu den weltgeschichtlichen Urteilen Freytagh-Loringhovens.

Bezüglich der Vereinigten Staaten vernahmen wir schon: sie waren imperialistisch oder kapitalistisch und dienten nicht der Ordnung des amerikanischen Grossraums. Sie wurden von vorne herein auf sich selbst verwiesen und in dieser ihrer Isolation vom Mitspracherecht im pazifischen Raum ausgeschlossen.

Bezüglich der Sowjet-Union wird (auf S. 321) festgestellt, „dass der Seuchenherd, zu dem Russland unter der Herrschaft des Bolschewismus geworden ist, ausgebrannt werden muss." Denn dieser Staat verwerfe „alle in Jahrhunderten gewachsenen Grundlagen des internationalen Zusammenlebens, verneine staatliche Ordnung, Kultur und Zivilisation, Recht und Sitte, nicht nur in den eigenen Grenzen, sondern strebe auch ihre Vernichtung in allen anderen Staaten an." Bis in den Weltkrieg hinein habe eine Völkerrechtsgemeinschaft bestanden, die alle zivilisierten Staaten umschloss, weil sich diese den allgemein anerkannten Grundregeln der Staatengesellschaft anpassten. Das sei mit dem Beginn der Herrschaft des Bolschewismus in Russland anders geworden. Zahllos seien die Versuche gewesen, die Sowjet-Union zu veranlassen, auf die bolschewistische Agitation in fremden Territorien zu verzichten. Auch Deutschland habe diesen Versuch gemacht, und die Sowjet-Union sei eine entsprechende vertragliche Verpflichtung eingegangen, aber „Moskau brach auch diese Verpflichtung und betrieb während der ersten zwei Kriegsjahre mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln eine bolschewistische Agitation im Reich, in den ihm verbündeten Ländern und den von ihm besetzten Gebieten. Zugleich bereitet es sich darauf vor, Deutschland in den Rücken zu fallen, um seinen Endsieg zu verhindern." (S. 319 und 320)

Bezüglich des Britischen Weltreiches schliesslich trägt der Autor folgende Ansicht vor:

„Angesichts der Aufteilung des Erdballs in Grossräume drängt sich die Frage nach dem eigentlichen Wesen des britischen Empire und seinem daraus erfliessenden Schicksal auf. Liegt doch seine Eigenart und zugleich auch seine Schwäche darin, dass es keinen geschlossenen Grossraum umfasst, vielmehr über alle Kontinente verstreut ist. Sein Dasein steht daher in unüberbrückbarem Widerspruch zum Gedanken der planetarischen Grossraumordnung, deren Bildung heute auf dem Wege ist. Sein Fortbestand, der zudem von der Beherrschung der durch

fremde Grossräume führende Verbindungswege abhängig wäre, würde die Verwirklichung dieses neuen Ordnungsgedankens unmöglich machen. So ergibt sich denn aus dem Gedanken der Grossraumordnung unausweichlich die Schlussfolgerung, dass der Zerfall des britischen Empire eine Notwendigkeit darstellt." (S. 315)

Nach dem Abschluss des hier in Rede stehenden Buches über die deutsche Aussenpolitik traten die Vereinigten Staaten, angegriffen von Japan, in den Krieg ein, damit wurde Washington und London die Möglichkeit gegeben, ihre Politik und ihre Strategie in den ihrer Kontrolle unterstehenden Grossräumen zu koordinieren und der deutsch-japanisch-italienischen Weltordnung militärisch entgegenzutreten. Die europäische Kontinentalmacht Deutschland und der japanische Inselstaat kämpfen seit dem Dezember 1941 vereint gegen das Britische Weltreich und die Vereinigten Staaten, aber räumlich sind ihre Streitkräfte noch immer sehr weit von einander getrennt. Auch konnte sich Japan bis zur Stunde nicht entschliessen, den Beherrscher des eurasischen Raumes, die Sowjet-Union, anzugreifen. Somit bleibt einstweilen die deutsch-japanisch-italienische Grossraumplanung in der Schwebe der weiteren kriegerischen Entwicklung. Ob von den nun vereinten angelsächsischen Mächten, ob von Sowjet-Russland oder dem freien China noch während dieses Krieges oder nach Friedensschluss dem Raumordnungsplan des Dreimächtepaktes ein eigener die bewohnte Erde umfassender Plan entgegengesetzt wird, oder ob man die politischen Kräfte der Welt weiterhin sich selbst überlassen will oder muss, bleibt abzuwarten. Jedenfalls ist es beachtenswert, dass in einer deutschen Kriegsschrift der eingangs geschilderten Art die Forderung nach einer tiefgreifenden Neuordnung der ganzen Erde ausdrücklich und nachdrücklich erhoben wird. Wie man sich eine solche zu denken habe, darüber erhält man jedoch in dem hier angezeigten Buch keine Auskunft. Man erkennt deutlich, dass der Autor bedeutungsvolle Themen der deutschen Aussenpolitik zur publizistischen Verarbeitung übernommen hat, dass seine Arbeit aber der historischen und juridischen Gründlichkeit ermangelt.

Paul Schmitt.

Zu Hermann Hesse: Eine Stunde hinter Mitternacht

Wenn der Dichter Hermann Hesse, der sein Leben an ein Werk gesetzt hat, noch einmal der Stimme seiner Jugend lauscht, so mag sie ihn ergreifen, als habe sie durch die Jahre zugenommen an Tiefe und Bedeutung. Denn einst war diese Stimme zart, war das Gelöbnis träumender Kräfte, heut tritt der Erstling der eigenen Stunde entrückt in die vollzählige Gemeinschaft der Lebensbilder und Inkarnationen. Dort ist alle Werdenot aufgehoben. Dem Frühling gesellt sich der Sommer, der Erwartung die Erfüllung. Insofern aber das Gleichnis eines Menschenlebens auch dessen Geschichte abspiegelt, ordnen sich Bilder und Jahreszeiten wieder in sinnvollen Bezügen, öffnen Stufen-

folgen ins Verborgene, da Erwartung schon Bestätigung, da die früheste Stimme das reinste Zeugnis geheim hält. Denn für die Wesensschau ist das Antlitz der Jugend das älteste Antlitz Hermann Hesses.

Die „Stunde hinter Mitternacht", das lang verschollene und jetzt in beschränkter Auflage neugedruckte Erstlingswerk Hermann Hesses, ist „das Dokument einer schönen und innigen, doch nicht leichten Jugendzeit". Sie bewahrt noch den Morgenhauch der ersten Frühe. Des Dichters Augen stehen „klar in weiten Höhlen mit wachsamen Kinderblicken" und streifen in unerschöpflichen Bildern Gefahrenzonen, Wunschparadiese und Erinnerungen, die das grosse Seelentor der Erwartung auftun. Dieses bald hellsichtig nach innen versunkene, bald an Vergangenem sich sättigende Vorgefühl schafft den Raum für die visionäre Welt des jungen Hesse, ihre einheitliche Dimension. Sie wird niemals durchbrochen, durch keine Ungeduld, keinen Ueberdruss, keine „Beängstigung", deren kompliziertere Erfahrungen dann Hermann Lauscher machen wird, und eben dieser noch unversehrte Traumanspruch an das Leben verdichtet die Einsatzkraft der ersten Jugend.

Der Zwanzigjährige, der hier zur Feder greift, ist kein Anfänger. Es ist erstaunlich, wie er bereits das Material der Sprache beherrscht, den einfachen Kontur mit allen farbigen und tönenden Reizen abwechselt, ohne den Bau des schönen Ganzen zu lockern. Und er schmiegt in die gehorsame Form die Abenteuer seiner Einbildungskraft, wirkliche und imaginäre Züge seines Schicksals, die sein frühreifer Blick differenziert. Schon in diesen ersten Bekenntnissen braucht Hesse seine eigentümlichste Gabe: den Vorgängen in der Tiefe des Seelenlebens Bilder und Handlungen zu erfinden, die sie so genau symbolisieren wie Bilder und Handlungen des Traumes, nur dass die Symbolsprache der Dichtung unendlich ausgebildeter, dem wachen Geist in tausend schwebenden Bezügen verpflichtet ist. Selbst der Titel kündet die zwiefach dimensionierte Welt. Die Nacht, die späte Nacht war schon die Vertraute von Novalis und Hölderlin, und auch Hesse wird ihr ein Leben lang treu bleiben. Aber Nacht, Mitternacht bringt hier nicht Schlaf, nicht Preisgabe ans Dunkel, sondern die innigste Verschwisterung wachender und träumender Zustände, eine schaffende Gemeinschaft mit Kräften, die sich sonst nur hervorwagen, wenn der Geist ruht, und die nun offen, ja begünstigt, ihr Spiel treiben. Sie wecken Erinnerungen der Kindheit, die anspruchslos heiter erzählt werden und gerade der einfache Umriss tiefer und bezeichnender Vorgänge fasst ein Stück Leben, ein Stück Wirklichkeit, das schon der Erzählerkunst von „Demian" und „Kinderseele" nahesteht. Aber auch die Problematik des Jünglings bricht in die entlegene Traumwelt. Das „Stirb und Werde" der menschlichen Natur, das Hesse immer wieder gefährden und verwandeln wird setzt Feindschaft zwischen den Regungen des Geistes und des Blutes, des Ueberdrusses und der Sehnsucht bis zu Konflikt und Austrag. Ist es nicht schon der Klosterschüler Goldmund, der so schreibt: „Ich war lange Zeit krank, mein innerster Grund war mir fremd geworden. Das in mir, was von Ewigkeit und Muttergeschenk ist, war in Ketten

gelegt, sein schweres Atmen reichte nur in den stillsten Mitternächten noch zu mir herauf. Nun atmet es befreit und atmet mit meiner Brust und erschliesst alles in mir der entschleierten Gegenwart". Oder: „Ich hatte nichts mehr, mich danach zu sehnen, nichts mehr anzubeten und zu hassen". „Incipit vita nuova. Ich bin ein Neuer geworden".

Traumecht ist die Kulisse der Bilder: das übermenschlich aufgereckte Schloss, farbenprächtig überfüllte Strassen, Landschaften von visionärer Blendung und Deutlichkeit, die doch im nächsten Augenblick vertauscht werden können wie eine „bemalte Wand". Gewiss sind diese gespenstischen Schlosslandschaften noch weit von der Symbolkraft des Steppenwolf-Theaters oder vom Bundesarchiv des Morgenlandfahrers H. H. Dennoch verraten Entwurf und Anordnung den gleichen imaginären Architekten hier wie dort. Er bevölkert seine tapferen Inseln mit den Geschöpfen des inneren Weltalls, trifft „überall bekannte Augen, Bewegungen und Blicke, die ich zu anderen Zeiten schon gesehen hatte". Frauen, Freunde, Züge des eigenen Wesens gewinnen Blut, Leben Maske, ordnen sich „unvergänglich in herrlichen und vollkommenen Bildern". Er ist der Sänger, der das Fest des Königs in das „fabelhafte Fratzenbild eines seelenkranken Malers" verkehrt, aber er ist auch der Kronprinz, der „bitter lächelnd" und „herben Herzens" zusieht. Er ist der Gast, der nachts sein Ross zur tausendjährigen „granitenen Burg" lenkt, aber er ist auch der Wächter, der schon „vor tausend Jahren auf dieser Türschwelle sass".

Jedes Traumbild entdeckt ihm nicht nur eigentümliche Züge seines Daseins, sondern auch das Gebot, ihre Spur festzuhalten. Eine Stimme mahnt ihn, wenn er nach innen blickt: „Sieh um Dich. Hier liegt in ungehoffter Vollendung Dein ganzes Lied". Dieses Wissen, dass sein früher Seelenkern wesentlich reif ist, dass er sein Schicksal grosszieht, und die kaum verflogene erste Jugend die Grundlinien dieses Schicksals beschreibt, bestimmt auch seine Dichtung. Nicht nur, dass ihre künftigen Figuren: Hans Giebenrath, Emil Sinclair, der Steppenwolf, Goldmund in der ersten Jugend den Schlüssel zum Verständnis ihres Schicksals hüten, im Seelenraum des jungen Hesse sind auch alle diese Gestalten schon vorhanden. Noch nicht voneinander gesondert, noch nicht bis zur Individualität ausgebildet, im Fluss noch, ineinander verwoben, lebendige Elemente, die hier und dort sich verdichten, aus vertrautem Antlitz blicken, um sogleich wieder ins Namenlose auseinander zu streben. Eine hoheitsvolle allwissende Frauengestalt, „die Schönste und die Königin der andern", zieht alle Strahlenkräfte an sich und vereint überlegene Mütterlichkeit mit dem Zauber der Liebeslockung. Eine andere nächtliche Vertraute ist die „Fiebermuse", mit der die Seele sich geheimnislos unterredet wie mit ihrem Spiegelbild. Später werden diese Frauenbilder wiederkehren, die mütterliche Geliebte taucht ins Kosmische zurück, Frau Eva, die Urmutter, ist sie dort, und die Fiebermuse erscheint dem Steppenwolf als Seelenschwester Hermine. Selbst das falsche Pathos des Zuernstnehmens, dessen sich der Steppenwolf in seinem „magischen Theater" schuldig macht, indem

er „eine hübsche Bilderwelt mit Wirklichkeitsflecken besudelt", verdunkelt schon das Fest des Königs. Wie der Steppenwolf Hermine mit Pablo beisammen trifft, so findet der Königssohn den Sänger in den Armen der Königin, er lässt es zum Blutvergiessen kommen, und „die kalte Hand des Grausens trennt mit einer Berührung drei nahe Befreundete". Auch Demian, auch der Bruder Leo, von dem der Morgenlandfahrer H. H. sagen wird: „Er muss wachsen, ich muss abnehmen", nahen als „Tröster und unsichtbarer Dritter", „als Geist und Schutzgott" den Lebens- und Liebespfaden des Jünglings. Im Gespräch sucht er den ewig Stummen zu stellen, der sich ihm entzieht, der ihm nur fühlbar wird in den Bekenntnissen, die er vor ihm aufreisst, mit denen er sich und ihm ein Denkmal setzt. „Denn ich liebe dich", spricht der Zwanzigjährige, „mit der Liebe, welche jeder Verwandlung fähig ist und keine höchste Stufe kennt. Ich liebe dich wie eine Schöpfung meiner Kunst, ich liebe dich wie man die Rätsel und das Schauerliche liebt. Ich liebe Dich auch wie ein Glied meines Leibes und liebe dich wie einen morgenden Tag und wie ein Abbild meiner selbst und wie meinen Dämon und meine Vorsehung".

In der „Stunde hinter Mitternacht" bereitet Hermann Hesse den „schwankenden Gestalten" seines Seelenlebens die erste Zuflucht ihres Seins. Damit verschieben sich die Schwergewichte. Was dem Träumer noch eben als Spiel unbegrenzter Möglichkeiten zu Gebote stand, verdichtet sich nun zum Beginn einer Welt, zu ihrem ersten Schöpfungstage, und er, ihr Herr, begreift das Schicksal, das jene künftige Welt ihm abfordert. Das Eidos des Dichters ist erwacht in ihm. Seit diesem ersten Unterpfande seiner Bestimmung weiss der junge Hermann Hesse die Aufgabe: Er muss wachsen, ich muss abnehmen.

Anni Carlsson.

Italienische Literatur

Elio Vittorini - Conversazione in Sicilia (Bompiani, Milano)

„Die Menschen, allzulange das Spielzeug des Wahnsinns, werden sich für den gesunden Menschenverstand begeistern."

Dieser Satz, den Benjamin Constant in seinem Buche „Vom Geiste der Eroberung" vor hundertunddreissig Jahren schrieb, beleuchtet ziemlich genau den gegenwärtigen Stand der Literatur in Europa. Ruhm und Macht sind ihr keine Gegenstände der Betrachtung; keiner der Grossen, die Europa beherrschen, vermochte als ein Sonnenkönig die Dichtung anzuregen und an sich binden. Mehr denn je beschäftigt sich diese Literatur mit dem Schicksal des „kleinen Mannes". „Was nun?" so lautet ihre Frage. Auch in Italien haben die d'Annunzio genau in dem Augenblick ausgespielt, wo das erträumte heldische Leben nüchterne Wirklichkeit wurde. Wir finden nur einige Frauen, die sich Rauschgefühlen hingeben und eine, übrigens sehr hochwertige, feinnervige Literatur der Extase pflegen: Anna Maria Ortese ist der Name der einen.

Die Männer belauschen das alltägliche Leben; geschieht es aber, dass auch sie sich ins Ueberwirkliche verlieren, so erkennt man deutlich, dass es nicht die Schwingen des Uebermenschen sind, die sie dahinführen, sondern eine noch dumpfe, ihrer noch nicht mächtige Begeisterung für den gesunden Menschenverstand, die als ein neues Gefühl über sie kommt und sie entrückt, sie bezaubert. So entsteht eine Literatur von einem eigenen Reiz, die zwischen dem Wirklichen und dem Ueberwirklichen spielt und die aus der Frische und Ursprünglichkeit der italienischen Seele Farben und Wirkungen bezieht, die neu und überraschend sind.

Wer etwa Elio Vittorinis „Conversazione in Sicilia" in die Hand nimmt und dabei noch Goethes oder Burckhardts Briefe aus Italien in Erinnerung hat, der hat den Eindruck als würden Bilder lebendig. Was bei jenen Schriftsteller noch malerischer, rührender, stummer Vordergrund der Betrachtung, Gegenstand folkloristischen Interesses war, belebt sich hier zu eigenem Ausdruck. Das einfache Volk findet seinen Sprecher, wir hören es erstmals reden, und zwar aus dem Innersten, aus seinem Kern. Jene hagere Sizilianerin im roten Ueberwurf, die uns den Weg zur nächsten Kirche wies, hier wird sie Mutter eines Sohnes, der ihre Geschichte erzählt, und wir sehen sie nicht nur in ihrem Hause sich bewegen und mit ihrem Hausrat sich beschäftigen; wir sehen bis ins Verborgenste ihrer Gedanken, in das sonst zutiefst von der Sitte Verdeckte. Es ist für uns als würde Stein lebendig. Das Stilmittel, wodurch diese unheimliche (das Wort ist nicht übertrieben) Verlebendigung erreicht wird, ist nicht zu erklären; es lässt sich darüber nur sagen, dass es — psychologisch gesehen — in einer depresiven Seelenlage gründet, der sich der Autor bewusst und mit Willen hingibt und die er durch das ganze Buch durchhält. Die Begeisterung für das Wahre, Lautere, Schlichte, Verständige, nicht Verstiegene — kurz, für den gesunden Menschenverstand — wird zur Entdeckerin der einfachen Menschen; aber diese Entdeckung ist umwittert von Angst und Bangigkeit. Bei Vittorini drücken sie sich in den ersten Zeilen schon aus:

„Ich war in jenem Winter die Beute einer gegenstandslosen Wut. Ich werde nicht genauer sagen, welche Art Wut es war; das war es nicht, was mich zum Erzählen trieb. Aber ich muss erwähnen, dass es gegenstandslose Wut war, also weder heldische noch lebendige; irgendwie war es Wut über das verlorene Menschengeschlecht. Das war nun schon lange so, und ich senkte den Kopf. Ich sah Aufrufe lauttönender Zeitungen, und ich senkte den Kopf. Furchtbar war die Ruhe in der Hoffnungslosigkeit".

So beginnt das Buch. Mit gewollter Eintönigkeit wird ein paar Seiten lang das selbe wiederholt, bis sich die dumpfe Verdrossenheit dem Leser mitgeteilt hat. Ein Brief des Vaters veranlasst den jungen Angestellten, eine Reise in seine Heimat Sizilien zu unternehmen, zu seiner Mutter, die er seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hat. Und mit dieser Reise hebt der Flug aus der Verstimmung an; was aber auch bedeutet, dass alles dem Erzähler auf dieser Reise Begegnende sich von eben diesem Untergrund

der Unlust abzeichnet und infolgedessen auf eine eindringliche Weise scharf, verletzend, trostlos, zugleich jung und zugleich wie von Geburtswehen gequält erscheint. Die ihrer selbst noch nicht mächtige, ihr Recht sich vielleicht noch nicht zugestehende Begeisterung für den gesunden Menschenverstand ist hier das Triebmittel, das alle Dinge zur Ueberklarung bringt. Denn es ist keine Kunst der Verklärung, sondern eben eine der Ueberklarung; dieses Zufallswort, das mir in die Feder fliesst, drückt gut aus, wie hier die Dinge gesehen werden: als schöbe sich vor Bangigkeit Gesicht dicht vor Gesicht, als schöbe sich eine Gorgo vor und betrachte die Welt, jedes Härchen, jede Zuckung und das Verborgenste in den Falten der Herzen; auch das zumeist Verschwiegene an den sozialen Verhältnissen, deren Trostlosigkeit ungescheut (und mit einem Mut, den man in der Schweiz nicht aufbrächte) ans Licht gezogen wird. Wir lernen Menschen kennen, die sich oft nur von Schnecken und Kräutern nähren und die, weil sie hungern, von Polizeispitzeln der Aufsässigkeit beargwöhnt werden. Zwei dieser Polizeispitzel werden uns mit den sparsamen Mitteln dieser eindringlichen Kunst so gezeichnet, dass sie in unsere Erinnerung eingehen, als hätten wir sie auf einer unserer Reisen erlebt und beobachtet. Die Kraft der Anzüglichkeit, mit der die Gesichte des Autors unserem persönlichen Gedächtnis übergeben und darin verhaftet werden, ist unvergleichlich.

Und so die Mutter. Die Kunst der Gestaltung ist hier so, dass wir es lange nicht gewahr werden, wie wir langsam aus dem Wirklichen und Möglichen in das Ueberwirkliche, nur noch Vorstellbare übergeführt werden. Es hat wenig Sinn, hier kurz zu berichten, wie diese sizilianische Mutter ist und lebt — es wäre möglich, dass die Nacherzählung nur verriete, dass es eine solche Frau nicht gibt. Es ist aber unwesentlich ob es sie gibt oder nicht. Sie ist sprechendes Seelenbild. An ihrem unbeschwerten, weiten Wesen vergegenständlicht sich die Bangigkeit. Sie ist mit einer eigenen Härte und Schärfe gezeichnet; nirgends spürt man den Willen zur Symbolisierung; sie ist nüchtern und sachlich ins Dasein gestellt, und doch übersteigert sie sich durch eben diese Sachlichkeit zu einem Sagenwesen; sie ist die umgekehrte Sphinx, sie soll Antwort geben auf die Rätsel der Welt, auf die Frage nach dem Sinn des Menschenlebens, welche am Ursprung der Reise des Verfassers stand. Denn der Gang zurück zur Mutter wird in der nicht ausgesprochenen aber offenbaren Absicht getan: ob in ihr etwas zu entdecken wäre, das die Eingangs erwähnte „gegenstandslose Wut" löste oder mit einem Inhalt erfüllte; ob sie sich bei ihr verflüchtige oder eine Grundlage, eine Berechtigung erhalte. Rings um die Mutter wittert Verzweiflung, murrt Aufsässigkeit. Wir lernen einen Messerschleifer kennen, der seltsam verdeckte Reden führt und uns in geheime Zirkel einführt, in denen an der Verlorenheit des Menschengeschlechtes gelitten wird. Wir erleben eine mitternächtige Zwiesprache auf einem Friedhof mit dem Gespenst eines Soldaten, der uns einen Totentanz von Leuten ankündigt, die der Geschichte angehören und die Taten darstellen werden, wegen welcher sie berühmt geworden sind. Das „Hehm!" womit dieser Soldat heiklen Fragen aus-

weicht, sticht aus dem Bild heraus wie eine ironische Hand, die auf den Beschauer, auf den Leser deutet. Der tote Soldat ist der Bruder des Erzählers. Für die Mutter ist der auf dem Feld der Ehre Gefallene nur ein armer Junge; aber der Erzähler dringt in sie: mit allen Worten die in den „lauttöndenden Zeitungen" erklingen, umstellt er sie: nein, er war kein armer Junge, sondern ein Held, ein Eroberer, ein Sieger, der für Sizilien gestorben ist, dessen Tod sie, die Mutter, ehre, dessen Ruhm auf sie zurückfalle, weswegen sie von allen Frauen auch beneidet werde, genau wie die römische Cornelia. Glücklich habe sie sich zu preisen, da sie in die Geschichtsbücher eingegangen sei, sie und ihr toter Sohn: „Glaubst du der Welt noch anzugehören?" schrie ich, „dieser Erde? diesem Land Sizilien?" Noch lauter schrie ich: „O nein, meine Liebe. Du wirst sehen, dass sie dich rufen und dir eine Medaille geben werden." — „Eine Medaille?" schrie meine Mutter. „Jawohl, auf die Brust." — „Wie ist das möglich?" spricht die Mutter. „Er war ja nur ein armer Junge." Hier begann mir bange zu werden — schliesst der Erzähler den Abschnitt.

Er reist zurück nach Norditalien. Doch das letzte Wort seiner Mutter vor dem Abschied gibt ihm die ersehnte Antwort und löst uns das Rätsel des Buches: „Du hast mich hinters Licht geführt, mit deiner Cornelia. Nicht auf dem Felde starben ihre Grachen." — „Nicht auf dem Felde?" rief ich aus, noch mit unterdrückter Stimme...

Ich sagte eingangs, die europäische Literatur beziehe heute ihre stärksten Lichter von der Begeisterung für den gesunden Menschenverstand. Das Buch Vittorinis ist eine Bestätigung dieser Behauptung. Dass der Verfasser in einer letzten Anmerkung hervorhebt, Sizilien, das er hier schildere, sei nur zufällig Sizilien; er habe den Namen Sizilien gewählt weil er besser klinge als Persien und Venezuela, zeigt, wie sehr ihm daran gelegen war, alle Wirklichkeit, die er darstellte, wieder zusammenstürzen zu lassen, da sie nur ein Vorwand war dafür, dass sich dem Leser das Erlebniss der dumpfen Verzweiflung und der erwähnten Begeisterung rein und überklar einpräge. Nur daran ist ihm gelegen. Alles Gestaltete ist ihm nur Begleitakkord zu diesem hohen Geigenton der Sehnsucht um die „Ruhe in der Hoffnungslosigkeit".

Die italienische Kritik bemerkt, mit durchaus berechtigter Genugtuung, dass mit diesem Buch in der italienischen Literatur eine Wende gegeben sei.

R. J. Humm.

Zwei Journalistenbücher

Ernst Schürch, „Bemerkungen zum Tage", Verlag Paul Haupt, Bern 1942.
E. F. Knuchel, „Im Nachglanz", Landschaften, Menschen und Träume. Verlag der „Bücherfreunde", Basel 1941.

Das meiste, was in journalistischer Tagesarbeit entsteht, überlebt seine zeitbedingte Geltungsdauer kaum. Und das ist, allgemein gesehen, gut so: der Zeitungsschreiber ist wenig für's Stehen-bleiben oder Rückwärtsschauen geschaffen; ihm geht es darum, stets neue Stellung zu beziehen

und in unentwegt wacher Bereitschaft dem weltweiten Geschehen das Wesentliche abzulauschen. Umso auffälliger also, wenn die Ergebnisse der Lebensarbeit eines solchen Vermittlers des alltäglich Wissenswerten ihre Gültigkeit so sehr behalten haben, dass man es unternehmen darf, sie in Buchform zusammengefasst selbst nach Jahren noch dem Leser erneut vorzulegen. Mit den Artikeln, die Ernst Schürch während nahezu drei Dezennien als Chefredakteur des „Bund" veröffentlicht hat, ist das der Fall: Unter dem unprätentiösen Titel „Bemerkungen zum Tage", der das einst Geschriebene nicht nachträglich in seiner Bedeutung umprägen will, sind auf das letzte Jahresende viele der ebenso benannten Leitartikel dieses klugen Zeitchronisten, aber auch etliche andere Arbeiten aus seiner Feder, in einem wohlgeordneten und schon äusserlich zum Lesen lockenden Band herausgegeben worden. (Verlag Paul Haupt, Bern).

Es ist erstaunlich, wie sehr diese ganz auf den Tag zugeschnittenen Zeitungsaufsätze ihre Lebendigkeit und Aktualität bewahrt haben. Da der Verfasser sie selber ausgewählt hat, kann man annehmen, dass er in ihnen die Quintessenz seines allezeit durch Verantwortungssinn und klares Wertungsvermögen ausgezeichneten journalistischen Schaffens sieht. Und in der Tat, aus einer fortlaufenden Lektüre des in drei sturmbewegten Jahrzehnten Entstandenen — weggelassen wurden dabei die Kriegs- und Reiseberichte, die grössern Arbeiten und fast alles Feuilletonistische — ergibt sich jetzt ein ungemein fesselndes und gegenwärtiges Bild schweizerischen Lebens in entscheidungsvoller Zeit. Aber es ist nicht nur ein aufschlussreicher „compte rendu", den man da aus den verschiedensten Gebieten des inner- und aussenpolitischen, des wirtschaftlich-sozialen und des weltanschaulich sich wandelnden Tagesgeschehens erhält. Es ist mehr: die unerschrockene Durchleuchtung all dieser Aspekte öffentlichen Daseins nämlich, vorgenommen von einem urteilssichern, temparementvollen, oft auch aggressiven, nie aber seine echt vaterländischen und ethischen Leitgedanken verleugnenden Beobachter und Kritiker. Just das mag diesen „Bemerkungen zum Tage" ihre weiterdauernde Gültigkeit gesichert haben, dass man hinter jeder von ihnen eine ernste geistige Bemühung, eine mutige Kampfbereitschaft und ein Bekenntnis errät. Ernst Schürch spiegelt sich in diesen knappen, z. T. nur auszugsweise veröffentlichten Aperus zu allen Fragen und Klagen einer zerfahrenen Zeit noch einmal so, wie man ihn immer gekannt hat: als ein Journalist, der in seinem Amte stets auch eine Mission sah, als unbestechlicher politischer Mahner und geradliniger Eidgenosse, als ein überlegener, seiner anerkannten Eignung zum richtungsweisenden Wortführer voll gewachsener Mentor des heimatlichen Tagesgeschehens, dem es in allen Krisen und Kämpfen zuerst um die geistige Bedeutung einer Sache und — oft mitten im schärfsten Meinungsstreit — um die Wahrung einer menschlichen Würde ging.

Man erlebt an diesem Mosaik vielfältiger Aeusserungen und Urteile über bemerkenswerte Erscheinungen unseres nationalen Lebens ein gut belichtetes Stück Zeitgeschichte. Es müsste verlockend sein, ein paar

für den Verfasser und die Art seines Schauens besonders kennzeichnende Stellen daraus wiederzugeben, etwa seine Betrachtungen zum Begriffe „Freiheit", zu Fragen der geistigen Wehrhaftigkeit oder zu jenen Zwischenfällen, welche ihm wichtigste demokratische Grundanschauungen, ja, die Menschenrechte überhaupt zu gefährden schienen. Es sei unterlassen, weil sonst des Zitierens schwer ein Ende wäre. Es ist vielmehr zu empfehlen, dieses im Sprachklang wie in der ganzen Haltung ungemein frisch und unprofessoral berührende Buch gesamthaft zu lesen und es sich aufzubewahren als ein an Erkenntnissen und treffenden Aussprüchen reiches Vademecum für eine Epoche allerneuster schweizerischer Vergangenheit, für die es kaum einen innerlich beteiligtern und in sämtlichen Besonderheiten unserer staatlichen Existenz beschlagenern Beurteiler gibt, als Ernst Schürch.

*

Man mochte es als Wagnis werten, als man vernahm, Eduard Fritz Knuchel wolle seine in langer Folge durch das Basler Rundfunkstudio vermittelten „gesprochenen Landschaften" nun auch einem lesenden Nachgeniessen zugänglich machen. Diese dichterisch verklärten Reiseschilderungen waren ursprünglich so an den Zuhörer gerichtet und auf die Klangwirkung des menschlichen Wortes bedacht, dass man befürchten konnte, das Unmittelbare und heimelig Einprägsame würde ihnen in der gedruckten Form verloren gehen. Beim Durchlesen des recht gewichtig gewordenen Bandes „Im Nachglanz", in dem der Verlag der Bücherfreunde (Basel) diese mit dem Kennzeichen „Landschaften, Menschen und Träume" versehenen Eindrücke von vielen schaulustigen Fahrten gesammelt und herausgegeben hat, wird man anders belehrt: E. F. Knuchel, der Basler Literat und Feuilletonredakteur, hat diesen einst erzählten Erfahrungen und Geschichten aus allerlei Welt- und Seelenbereichen auch als geschriebene Prosastücke eine so wohlausgewogene und fein bedachte Form zu geben gewusst, dass die Lektüre zu einem anregenden Vergnügen wird. Man folgt diesem kundigen Reiseführer, der seine empfindsamen Beobachtungen der öftern mit seinem baslerischen Hang zum Räsonnieren auflockert und würzt, in wachsender Bereitschaft zu den mannigfachen Zielen seiner vornehmlich nach kulturellen und aesthetischen Gesichtspunkten geplanten Fahrten. Die hehre Heiterkeit griechischen Landes, der völkerbunte Balkan, aber auch „nordische Visionen" finden eine eindringende und eindrückliche Beschreibung; es ist ein ganzer Reigen farbkräftiger und von verliebter Nachzeichnung zeugender Bilder, der einem da vorgeführt wird. Hinter ihrer wohlgeformten Augenfälligkeit tritt das Bildungsmässige und Belehrende, das der kultur- und kunstgeschichtlich sichtlich famos vorbereitete Autor da und dort ganz undozierend einflicht, angenehm zurück. Aber auch die Landschaft der eigenen Heimat, erlebt auf schauenstrunkenen Wanderungen, erhält ihre oft fast hymnische Lobpreisung. In einem Sprachgewand von grosser Gewähltheit erstehen so nicht nur all die äusserlich sicher erfassten und wiedergegebenen Augenerlebnisse, sondern auch

die zur innern Schau verdichteten Eindrücke in einem poetisch durchleuchteten „Nachglanz". Zwei novellistische Beiträge, ein vom Zauber der Morbidität umspieltes „Idyll von Brügge", die Schilderung eines Besuches bei J. Anker Larsen und die keck eingestreuten Federzeichnungen Arthur Bracks runden das gehaltvolle, an Bildern und gültigen Gleichnissen reiche Buch zu einer sehr besitzenswerten Gabe des Dichters an alle jene, die das Gehörte nun gerne in bleibender Form bestätigt sehen.

Walter Boesch

Aus dem Briefwechsel Francesco de Sanctis 1856

Als im Jahre 1856 wegen Neuenburg ein bewaffneter Konflikt zwischen dem Königreich Preussen und dem Schweizervolk auszubrechen drohte, befand sich der italienische Literarhistoriker und Patriot Francesco de Sanctis seit ein paar Monaten in Zürich. Der 38jährige Gelehrte, damals Lehrer für italienische Sprache und Literatur am Eidg. Polytechnikum, später italienischer Minister und Mitarbeiter Covours, beschrieb seinem Freunde Camillo de Meis in Turin seine Beobachtungen in folgendem (aus dem Italienischen übersetzten) Briefe:

Zürich, den 24. Dezember 1856

„Wie Zürich schön geworden ist, Camillo! Ich lebe neu auf. Die vorher einsamen Strassen wimmeln von Soldaten, die vom Land herbeieilen. Und erst hier! Bürger, die vor kurzem noch ruhig in ihren Läden und an den Verkaufstischen standen, lassen die Geschäfte liegen und greifen zu den Waffen. Im Theater wird die Nationalhymne gesungen, in den Konzerten und an den Bällen ertönen Körners Kriegslieder. Alles spricht vom Vaterland mit einem Interesse, wie es unsere Leute nur für ihre persönlichen Angelegenheiten kennen. Heute abend sollte ein Konzert stattfinden; die Sänger und Musiker erschienen in Uniform. Morgen werden sie abmarschieren und die Studenten werden schon Samstags in der Kaserne sein. Heute war meine letzte Vorlesung und es herrschte eine unbeschreibliche Begeisterung: Alle meine jungen Studenten haben sich für den Militärdienst angemeldet. Heute wurde auch schon der Eid geleistet, es war eine ernste und ergreifende Feier. Der Regierungsratspräsident erklärte in ein paar Worten die Ursache des Krieges; rings flogen die Hände in die Höhe. Alle haben geschworen, die Fahne bis zum Tode zu verteidigen, und sie glauben an ihren Eid, er ist für sie nicht eine leere Zeremonie. Der ganze Vorgang vollzog sich in ruhiger Ordnung und Einfachheit, ohne Tumult oder Lärm. Gerade heute traf auch die Nachricht ein, dass die letzten Vorschläge der Mächte zurückgewiesen wurden. Da füllten sich die Strassen mit Leuten, aber auf ihren Gesichtern liess sich ihre Bestimmtheit leicht erkennen. Diese Leute werden sich in Stücke reissen lassen, aber fliehen werden sie nicht. Man

erwartet nun Changarnier, Lamoricière, Bedeau und Charras, die ihre Dienste angeboten haben. Morgen verlässt das Zürcher Kontingent die Stadt, 20 000 Mann stark. Der Kanton Waadt hat 26 Bataillone geschickt und alle Studenten. Ich habe noch nie eine solche Uebereinstimmung des Willens gesehen, jeder denkt und fühlt wie der andere. Was soll ich tun, mein lieber Camillo? Ich habe grosse Lust, mich in die Mitte meiner jungen Freunde zu stellen und mit ihnen das gleiche Schicksal zu teilen. Doch ich will nicht mit meinem Mute prahlen. Ich warte vorläufig die Entwicklung der Dinge ab; denn, um es Dir im Vertrauen zu sagen, ich glaube noch nicht, dass es zum Kriege kommt."

Die Briefe, welche Francesco de Sanctis während seines vierjährigen Zürcher Aufenthaltes schrieb, wurden von Benedetto Croce veröffentlicht und finden sich in folgenden Sammlungen: Lettere da Zurigo (Napoli, Ricciardi 1913), Lettere a Virginia (Bari, Laterza 1917) und Lettere dall'Esilio (Bari, Laterza 1938). **Hans Mühlemann.**

Bezugsbedingungen:

Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— (+ Porto Fr. 1.—) für 12 Hefte pro Jahr.

Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.

Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier

Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8

Tel. 4 58 55, Postcheckkonto VIII 6031

Inseratenverwaltung Akazienstr. 8 Zürich. Tel. 4 58 55

Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland